

Björn Kern

Aufgeklärtes Staunen



Björn Kern

—

Aufgeklärtes Staunen

—

Naturkunden

NATURKUNDEN NO. 122

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Von der Flussperlmuschel berichtete mir meine Nachbarin an einem heißen Sommertag. Als Kind, sagte sie, seien die Altarme der Oder voll von den Muscheln gewesen. Wenn sie von ihrer Kindheit berichtet, spricht meine Nachbarin von den Fünfzigerjahren. Die Flussperlmuschel, erklärte sie mir, sei für sie eine Art Währung gewesen. Für die Perlen habe sie Süßtafeln eintauschen können, Seeadlerfedern und manchmal sogar ein Rehgehörn. Die Muscheln hätten den Alten Fritz überlebt und den Zweiten Weltkrieg, die »Pappenheimer aus Wandlitz« und sogar die Wende. Erst in den letzten Jahren, sagte sie, seien sie rar geworden. »Dann finde ich heute keine mehr?«, fragte ich. Da sah sie mich an, aus ihren blauen, leicht wässrigen Augen, und zuckte mit den Schultern, und dann lächelte sie und ging ihres Weges.

Es gibt noch so viel da draußen, was übrig ist. Das lernte ich schnell, als ich mich auf die Suche nach der Flussperlmuschel machte. Augenblicksbegegnungen. Sekundenaltare. Naturseelendienste. Es gibt intakte Ökosysteme, Nationalparks und Bachläufe, auch heute noch. Ein Tagpfauenauge, das auf windpendeln-

dem Flughafer landet, eine Fähe, die sich vor ihrem sandigen Bau sonnt, ein Fischreiher, der so tief über die Alte Oder fliegt, dass seine prächtigen Handschwingen einzeln zu sehen sind. Es gibt Bekassinen und Bachstelzen, Adonisröschen und Zaunkönige, Mopsfledermäuse und Sumpfschildkröten, Wasserfenchel und Hirtentäschel, es gibt Heidelibellen und Schwarzmundgrundeln, Rohrdommeln und Purpurreiher, Rotbauchunken und Brombeer-Zipfelfalter, Knoblauchkröten und Kammolche und Kolkkraben. Es gibt Flussperlmuscheln, samt ihrer Muschelperlen. Sie alle leben, um uns herum.

Als ich zum ersten Mal auszog, die Gründe der Flussperlmuschel zu suchen, schnürte ich die Wanderstiefel und ging über die Felder ans nächste Flussufer. Ich hatte einen Spaten mitgenommen und einen Beutel und ein hellblaues Plastiksieb, mit dem mein Kind einst im Sandkasten gespielt hatte. Abseits der Feldwege suchte ich mir eine kleine, schilfbewachsene Böschung, die seit Jahren keinen Menschen gesehen hat, und stieg kurzerhand mit Schuhen ins Wasser. Ich schabte mit dem Spaten den Bachgrund ab, beförderte aber nur immer neue Scherben zutage. Auch mein Plastiksieb war mir nicht die geringste Hilfe. Ich grub und schürfte, siebte und kartografierte, von meiner Stirn tropfte der Schweiß. Nach zwei oder drei Stunden in der gleißenden Sonne gab ich auf. Offenbar hatte ich die falsche Stelle erwischt.

Doch dann geschah etwas Seltsames. Ich ging nicht nach Hause, um meine Nachbarin nach den richtigen Sammelgründen zu fragen, ich blieb am Ufer und zog die nassen Wanderschuhe aus, dann entledigte ich mich, einer spontanen Eingebung folgend, auch meines Hemds, meiner Shorts, und legte mich zum Trocknen ins Ufergras. Ich beobachtete nur, wie das Licht, das durch die Weidenkrone brach, aufs Wasser fiel, millionenfach gefächert, blendend, spiegelnd, in nie gleichbleibenden Schattierungen.

Ich spürte das weiche Ufergras unterm Rücken, unter den Schenkeln, und einen sanften Lufthauch, der über das Wasser wehte und auf meinen Unterarmen die Härchen aufstellte. Ich konnte in diesem Moment kaum sagen, wie alt ich war, wer zu meinen Ahnen zählte, was Zeit bedeutete, was Raum. Ich war nur noch, ohne Prädikativ: kein Schriftsteller mehr und kein Vater, kein Liebhaber und kein Geliebter. Es gab nichts, dessen ich bedurft hätte. Um Mangel zu empfinden, spürte ich zu viel.

Ich war nicht nur frei, weil ich kein Hemd mehr trug. Ich war auch frei von jeder Erziehung, von jeder Norm. Ich wurde zu einer leeren, weißen Leinwand, die neu bespielbar war. Urbilder flimmerten darüber. Kämpfe. Körperliche Vereinigungen. Wasserläufe. Futterstellen. Da kam ich her. Aus einer Zeit, als man sich noch spürte, ohne seine Mitwelt dafür verschlingen zu müssen. Alternativlos war auf einmal

nicht mehr Zeile dreiundvierzig im Elster-Formular, sondern die Luft, die ich zum Atmen brauchte. Obwohl weitgehend nackt, fühlte ich mich beschenkt. Sonnenlicht. Ein Windhauch. Mein Körper, der mir dieses Freiheitsgefühl verschaffte. Ich benötigte rein gar nichts für diesen Kick.

Als ich von meiner Suche an der Alten Oder zurückkehrte, versuchte ich, mehr über die Flussperlmuschel herauszufinden. Ob die Muscheln lieber auf der Sonnenseite lebten? Oder eher im Schatten, an der Biegung des Flusses? Meine Nachbarin wusste es nicht. Oder sie wusste es, sagte es mir aber nicht. »Du wirst sie schon finden!« Das war alles, worauf jede meiner Nachfragen hinauslief: »Geh einfach raus! Schnür deine Stiefel!«

Da sie mein aufrichtiges Interesse spürte, schenkte sie mir am nächsten Tag eine ihrer kostbaren Perlen. Ich wollte sie kaum annehmen, aber meine Nachbarin legte sie mir in die Hand und schloss meine Finger darum. Als sie wieder in ihrer Hofeinfahrt verschwunden war, öffnete ich meine Handfläche und begutachtete meinen Schatz. Die Perle war überraschend leicht. Wie alt mochte sie sein? Was hatte meine Nachbarin alles erlebt, seit sie die Muschelperle besaß? Warum hatte sie gerade diese nicht eingetauscht? Die Perle war größer, als ich gedacht hatte, beinahe murmelgroß und von einem schimmernden Perlmutter, dessen Farbe

sich kaum bestimmen ließ. Gerade noch huschte das Spektrum des Regenbogens über den elfenbeinfarbenen Grundton, doch dann, als eine Wolke vor die Sonne zog, wirkte die Perle einfach nur gläsern und weiß. Ich nahm sie mit in mein Arbeitszimmer und legte sie auf meinen Schreibtisch. Jetzt, wo ich diese Sätze tippe, fällt Sonnenlicht durchs Giebelfenster, und die Flussperle leuchtet, als verfüge sie über eine innere Energie.

Als ich mich auf die Suche nach der Flussperlmuschel machte, litt ich unter einer Sehnsucht, die niemals zu stillen gewesen war. Das, was ich lebte, und das, was ich für richtig hielt, hatten immer weniger miteinander zu tun gehabt. Wollte ich frei sein, lebte ich verschanzt, in Räumen und Gepflogenheiten, wollte ich den Regen spüren, saß ich im Trockenen, beinahe ununterbrochen fand ich mich vor einem Bildschirm ein: Instagram, Doom-Scrolling, Retourenschein. Die Differenz zwischen dem, was ich wollte, und dem, was ich tat, war so klaffend geworden, dass ich ernsthafte psychische Schäden befürchtete, eine Bipolarität, eine Depression. Ich tat immer öfter Dinge, die immer schlechter für mich waren, ohne damit aufhören zu können. War das nicht die genaue Definition einer – Sucht?

Weder trank ich zu viel, noch nahm ich etwas ein – doch was war das, was mich wie fremdbestimmt durchs Leben trieb? Warum suchte ich die Antwort

auf so viele Fragen ausgerechnet bei Google? Warum glaubte ich, meinem Kind einen Ausflug nach Euro Disney schuldig zu sein? Warum war es mir so wichtig, dass mein neuestes Buch in die nächste Auflage kam? Statt meiner Sucht auf den Grund zu gehen, war ich kurz davor, Blutdrucksenker einzunehmen, Serotonin-Wiederaufnahmehemmer durchzuprobieren oder, wenn sonst gar nichts helfen würde, auf Benzodiazepinen durch den Tag zu gleiten.

Als ich am Morgen nach meiner allerersten Lesung am Hotelbuffet stand und Croissants und Rührei bestaunte, frische Schnittkäsesorten, mit Kräutern garniert, knusprig gebratenen Bacon, aber auch Nüsse, Cerealien und Sprossen, Kiwiringe und Papayaschnitze, und eine freundliche Kellnerin mir den duftenden Kaffee direkt am Platz servierte, erlebte ich noch einen heftigen Rausch. Da war es, das luxuriöse Leben. Und ich befand mich mittendrin.

Nur wenige Jahre später ertappte ich mich dabei, dass ich am Morgen nach einer Lesung an einem riesigen Hotelbuffet voller Weintrauben und Joghurtsorten stand, voll frisch geröstetem Toast und krossen Brezeln, voller Waffeln und Pancakes – dabei aber ein klein wenig gelangweilt war. Ich sah den Luxus, spürte ihn aber nicht mehr.

Erst Jahre später begriff ich, dass ich süchtig geworden war. Ich war süchtig nach dem Gefühl, etwas

Neues zu erleben. War das Neue erst einmal da, war es nicht mehr interessant. Dann fiel nur noch auf, wenn es fehlte («Ach, schade, heute keine frischen Croissants?»). Ich war süchtig nach dem neuen, besser dotierten Vertrag. Nach dem Sennheiser DW Pro 1 USB ML («Nur noch elf Stück auf Lager»). Nach einem neu gestrichenen Schlafzimmer, einem Sonnenuntergangs-Whiskey-Tischchen für die Terrasse oder einer neuen Küchenfront. Es fiel mir unglaublich schwer, Dinge zu belassen. Etwas Altes nicht als etwas Veraltetes zu verstehen. Die Füße still zu halten. Denn Beständigkeit führte nicht zu erneuter Ausschüttung von Dopamin, auf die ich angewiesen war, um noch einen Kick zu verspüren.

Nicht schlimm, dachte ich lange. Macht ja Spaß. Doch bald konsumierte ich, auch wenn ich das gar nicht wollte, mit allen Symptomen, die eine Sucht aufweist. Dosisgewöhnung. Steigerung des Konsums. Entzugerscheinungen bei Absetzen. Kontrollminderung. Führte gerade noch eine Kiwi zur Dopaminausschüttung, so brauchte ich nun eine Litschi. War ein Handy vor Jahren noch aufregende Spielerei, so war es nun zum Grundrecht geworden, zur Körpererweiterung, ohne die ich amputiert war. Ich freute mich nicht, wenn ich es hatte (Lust), sondern ich wurde nervös, wenn es fehlte (Sucht). War ein Wochenende lang nichts los, oder fuhr ich einen Sommer lang nicht weg, drohte in seiner tätigkeitslosen Ödnis der kalte

Entzug. (Als Besitzer eines Resthofs in den Weiten des Oderbruchs konnte ich wenigstens noch regelmäßig zu Toom.) Seit es keine festen Preise mehr gab, sondern kaufpsychologisch designte Minutenangebote («Bestpreis noch zweiunddreißig Minuten, hundertelf Kunden sehen sich das gerade an»), war es um meine Kontrolle endgültig geschehen. Griff ich nicht zu, erlitt ich heftigstes *fear of missing out*. Entweder ich dehnte meinen Verbrauch weiter aus. Oder ich stumpfte ab – und spürte einen Mangel.

Seltsamerweise empfand ich die Materialschlacht als Kümmerkultur, mein Leben als Dasein in der Mangelpermanenz. Ich saß nicht entspannt auf der Terrasse und dachte, nun habe ich aber wirklich alles, also kaufe ich mir entspannt und satt noch eine Espressomaschine dazu. Nein. Ich kaufte immer im subjektiven Empfinden des Mangels: Ich *brauchte* die Espressomaschine. Weil ich nur so die Befriedigung erfuhr, endlich etwas Neues, das so schön glänzt, aus der Styroporverpackung zu heben. Im Gegensatz zum Valentinstag war Dopaminstag dreihundertfünfundsechzig Mal im Jahr: *Will you be my Dopamine?*

Wäre ich allein süchtig, hätte ich dieses Buch nicht geschrieben. Doch leider betreibt auch unsere Volkswirtschaft heftigen Konsummittelabusus. Da sie Jahr für Jahr größere Grundmengen an Unsinn hervorbringen muss, richtet geringes Wachstum heute viel größeren Schaden an als großes Wachstum früher. Obwohl

heute viel heftigerer Weltmissbrauch betrieben wird als vor fünfzig Jahren, erfuhr das Bruttoinlandsprodukt damals einen viel größeren Rausch. Man kennt es: Der Nichttrinker ist nach einer Flasche Wein völlig betrunken. Der Trinker hat nach einer Flasche Wein nur keine Kopfschmerzen mehr.

Unsere Verschleißkultur hat nur eine Antwort auf diese Sucht. Es ist die des Dealers: Wenn's dir schlecht geht, nimm eben mehr! Betreibe in warmen Wintern Schneekanonen! Schließe ein Streaming-Abo auch noch mit Sky! Wo immer Heilung vorgegaukelt wird, erkranken wir stärker. Wo echte Heilung naht, wird sie verlacht.

Zu Hause recherchierte ich ein wenig. Die Flussperlmuschel ist ein wahres Kuriosum. Sie mag kalkarme Gewässer, bildet aber eine schwere Kalkschale aus. In Spanien wird sie an die sechzig, in Schweden dagegen bis zu zweihundertachtzig Jahre alt. In mitteleuropäischen Gefilden erreicht sie durchaus ihren hundertsten Geburtstag. Ich stutzte. Die Muscheln, die zur Welt kamen, als meine Nachbarin ein Kind war, lebten heute noch. Hier, in meiner Nachbarschaft. Mehr oder weniger direkt hinterm Hof.

Ich fragte mich, wie das überhaupt vor sich ging, das Zur-Welt-Kommen einer Flussperlmuschel. Ich stieß auf einen durchaus fantasievollen Prozess: Sex hat die Flussperlmuschel im Hochsommer. Und das

nicht vor ihrem zwölften Geburtstag. (Sogar bis zum Alter von zwanzig Jahren gibt es noch Muscheljungfrauen.) Flussaufwärts ausgestoßenes Muschelsperma befruchtet die Eizellen, die das Weibchen in seinen Kiemen trägt. Und wenn mal nicht genügend Sperma vorbeiflottiert, ist das auch nicht weiter schlimm. Das Muschelweibchen verfügt über Geheiminformationen über die Männerdichte flussaufwärts, abgeleitet aus den Pheromonen des Spermas. Schwächeln die Muschelmänner, bildet das Weibchen kurzerhand männliche Gonaden aus – und befruchtet sich selbst.

Die befruchteten Eizellen wachsen zu Minimuscheln von gerade mal 0,05 Millimetern heran, den Glochidien. Zur Sicherheit gibt die Muschelmutter gleich einige Millionen dieser Larven ins Wasser ab. Dort benötigen sie eine Bachforelle als Wirt, um aufzuwachsen. Anrührende Vorstellung: »Mit Hilfe ihrer zweiklappigen Larvschale machen sie Schnappbewegungen, bis sie eine geeignete Anheftungsstelle [...] gefunden haben«, schreibt Wolf-Dietrich Bischoff in *Die Flußperlmuschel*. Sobald sich etwas wie eine Forellenkieme anfühlt – zack, klappt das Muschelchen seine Minischale zu und klemmt sich ins Kiemenepithel, von dem es innert Stunden umschlossen wird. So läßt es sich bequem und sicher überwintern.

Im Frühsommer verabschiedet sich die Jungmuschel von ihrer Forelle und läßt sich ins Bachbett fallen. Inzwischen immerhin einen halben Millime-

ter groß, gräbt sie sich zwischen den Kieseln in den Grund. Erst fünf Jahre später taucht sie wieder auf. Ausgewachsen wird die Flussperlmuschel etwa ein Dutzend Zentimeter groß (Spanien: eher zehn, Schweden: bis zu siebzehn). Ihr Leben verbringt sie – nach ihrer abenteuerlichen Genese – am selben Fleck. Sie ist nicht gut zu Fuß, obwohl sie einen etwas hilflos aus der Schale ragenden Weichkörper hat, der so heißt.

Dieselben Muscheln, die meine Nachbarin vor achtzig Jahren mit ihren Mädchenhänden berührt hatte, mussten demnach nicht nur lebendig sein, sondern – »Ortstreue«! – auch noch am selben Fleck leben.

Ich war endgültig angefixt. Hier ging es um weit mehr als um eine Muschel.

Seit Jahren werden mir zwei Dinge gleichzeitig einge-redet: zum einen, dass die Erde für meine Enkelkinder unbewohnbar wird, wenn wir so weitermachen. Zum anderen – dass wir unbedingt so weitermachen müssen wie bisher. Das System sei alternativlos. Dieser Widerspruch zerreißt mich bisweilen innerlich. Ich soll tun, was schlecht für mich ist. Es wird gefördert, was mich zerstört. Alternativlos ist, was mir alle Alternativen raubt. Ich lebe, indem ich meine Lebensgrundlage verschlinge.

Der Glaube, die digitale Welt durchdringung sei der fossilen Weltverschlingung überlegen – sei nachhaltiger, ökologisch gar –, ist etwa so feingeistig wie

ein Schaufelradbagger, der sich durch den Tagebau frisst: Am Ende des Tages sind bis zu zweihundertvierzigtausend Tonnen Kohle weg. (Oder eben ein paar Tonnen Lithium und Coltan.) Der Glaube ans allein selig machende Solarpanel, das Anlegen der Tesla-Aktie, das Vertilgen der Tesla-Hostie, die Prozession der automobilen Batterie hat aber, zugegeben, einen Vorteil: Wir müssen nicht nüchtern werden. Wir müssen unser Denken nicht kurieren. Was wir auf digitalem Wege zukunftstauglich machen, ist mithin nicht unsere Wirtschaft, sondern unsere Sucht.

Mit ihr kommen nicht nur die materielle Entthemung, die Vereinzlung und Entmenschlichung, die totale Entgleisung von Lebensläufen, mit der Sucht kommt auch die Kälte, die uns hart macht gegen alle Sinnlichkeit, alle Körperlichkeit, alle Lust. (So wird Sex im Park strafbar – vor einem Kinderwagen rückwärts einzuparken dagegen nicht.)

Erst vor wenigen Wochen erfuhr ich, dass ein Kumpel im Nachbardorf über den Winter an Depressionen erkrankt war. Ich verstehe mich gut mit ihm. Wir witzeln, plaudern, trinken auch mal einen Kaffee zusammen. Aber das reichte offenbar nicht, um mich einzuweihen. Von seiner Depression erzählte er erst, als sie überwunden war. Dass das toxische Männlichkeit sei, greift zu kurz. Frauen igeln sich ebenso ein. Es ist eher die Folge toxischer Lebensvereinzlung. Ich kenne viele Nachbarn im eigenen Dorf, die ich

gar nicht *kenne*. Mit allen ist wunderbar herumzuschäkern und ein Bier im Dorfkrug zu trinken. Was ich aber sehr viel seltener erfahre: wie es ihnen geht. Wovon sie träumen. Wovor sie sich fürchten. Was sie lieben. Was sie gern spüren. Was sie ausmacht, als Menschen.

Diese existenzielle Kontaktkälte, dieser Bezugsabbruch zum Gegenüber spiegelt sich in den WhatsApp-Gruppen meines Kindes. Mal wird einer blockiert, mal wird eine beleidigt, kaum jemand sieht am anderen Ende der Kommunikationskette einen Menschen, der Gefühle hat. So züchten wir, in den Echokammern unserer eigenen Handysucht, die nächste Generation kontaktloser Menschendarsteller heran. Wenn ich mich selbst nicht spüre, kann ich schlecht den anderen spüren. Wenn ich für den anderen nichts empfinde, kann ich ihn als Lohnsklaven halten, der für mich seine Gesundheit verschleißt. Dass wir alle denselben Körper haben, der bei Misshandlung schmerzt, gerät folgerichtig in Vergessenheit.

In den letzten Jahren wurden die Kassandrarufe immer dringlicher. Nun ist die beinahe schon libidinös erwartete Zerstörung unserer Erde nichts Fernes mehr, unter dem unsere Enkelkinder leiden werden, nun ist sie gegenwärtig und omnipräsent. Seltsamerweise führt auch das, also die Vergegenwärtigung einer zuvor als künftig empfundenen Katastrophe, nicht

dazu, dass wir nüchtern werden, es führt nur tiefer in die Sucht.

Schnell muss nun umso mehr zerstört werden, für Solarfelder und Windräder, für Gigafactories und Stromtrassen. Denn nur so, nur wenn wir mindestens eine Million Elektroautos pro Jahr verkaufen, sei das Problem der Ressourcenknappheit, der Erdverschlingung und Weltvermüllung noch zu beheben. Morgens stirbt der Gelbstirn-Waldsänger aus, abends gräbt Tesla in Brandenburg das Wasser ab. Mittwochs wird das Ahrtal geflutet, montags verzeichnet der Ifo-Geschäftsklimaindex ein *sattes* Plus von mehreren Punkten. Leitgröße unserer wirtschaftlichen Aktivität ist eine Kennziffer, die wächst, wenn wir verunglücken, und schrumpft, wenn wir glücklich sind: das BIP.

Der Gigantismus der Katastrophe, der mediale Hype ums Elend ist so übermächtig geworden, dass viele inzwischen nur noch abwinken, wenn wieder ein Flussdelta vergiftet worden ist oder die *Epioblasma florentina florentina* für ausgestorben erklärt wird. Zu spät. Auch egal. Kapelle bitte rauf aufs Deck der Titanic. Aber heimlich spüren wir, dass da irgendwas nicht stimmt. Dass Krankheit und Heilung nicht demselben Muster folgen können. Das Schädliche wird nicht nützlich, indem wir es effizienter gestalten, das Falsche nicht richtig, indem wir es perfektionieren.

In ihrem *Ökohumanistischen Manifest* schreiben Pierre Ibisch, Professor für Sozialökologie der Wald-

ökosysteme, und Jörg Sommer, Autor und ehemaliger Vorsitzender der Deutschen Umweltstiftung:

Es wird nicht genügen, beim nächsten Mal eine andere Partei zu wählen, Diesel-SUVs durch Elektroautos zu ersetzen und weniger Pappbecher zu verbrauchen. [...] Die unbequeme Wahrheit lautet: Keine Regeln, die wir erfinden könnten, würden uns jetzt noch helfen. Aber das macht nichts. Denn die Lösung liegt nicht in neuen Regeln, sondern in einem neuen Denken.

»Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie.« Als Nietzsche das schrieb, hat er natürlich nicht an die Klimakatastrophe gedacht. Aber gerade im Anthropozän brauche ich ein *Warum* zu leben. Im Diskurs um die Ökokrise fehlt das. Da gibt es nur ein penetrantes *Warum nicht* zu leben: Wir machen alles falsch und haben so gut wie alles verseucht. Als mein Kind mit den Jahren etwas verständiger wurde, hielt ich es für eine gute Idee, in der ARD-Mediathek Tierfilme mit ihm zu sehen. Schwerer Fehler. Diese Filme gehorchen allesamt derselben Dramaturgie: Erbauender Klangteppich, pathetische Einführung, spätestens nach drei Minuten dann aber der Hinweis, dass die ganzen Moschusochsen und Polarwölfe, die Steinadler und Lemuren allesamt kurz vor dem Aussterben stünden – des Menschen und damit meines Kindes wegen. Da scheint es, der Mensch stürbe besser heute denn

morgen mit aus. Das aber ist zynisch. Was kann denn mein Kind dafür? Wie soll es Lust auf seine Zukunft bekommen, wenn man ihm von Kindesbeinen an erzählt, dass die Welt kurz vorm Abgrund steht? Müssten wir nicht genau andersherum vorgehen? Unseren Kindern – und damit natürlich uns allen – ein *Warum* zu leben mitgeben statt eines *Warum nicht?* Es gibt noch so viel da draußen, was übrig ist ...

Carl von Linné, Erfinder der modernen Taxonomie, gab der Flussperlmuschel den hoffnungslos verliebten Namen *Margaritifera margaritifera*: die ›Perlentragerin‹. Ich finde Zeichnungen von geschlossenen und geöffneten Exemplaren, im Gegensatz zu ihrem Schatz ist die Schale der Flussperlmuschel nicht so spektakulär. Fotografien zeigen eine dunkelbraun-matschgelbe Farbgebung, die mir nicht unbedingt als außergewöhnlich aufgefallen wäre. Bilder ihrer Perlen daneben wirken wie aus einem Bijoux-Katalog. Weiß. Rein. Leuchtend. Glattgeschliffen. Schillernd. Schwer nachzuvollziehen, wie das eine aus dem anderen, das Sublime aus dem Profanen, hervorgegangen sein soll.

Die Muschelschale wird durch eine organische Außenschicht vor dem leicht sauren Flusswasser geschützt. (Bei älteren Tieren ist sie eher schwarz matt als braun.) Darunter liegt die harte Prismenschicht aus Kalk. Ein elastisches Scharnier verbindet die

NATURKUNDEN NO. 122
Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN
herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Abbildung S. 121: Theodor von Hessling:
Die Perlmuscheln und ihre Perlen, Leipzig 1859.

EINBAND Judith Schalansky, Berlin
SATZ Pauline Altmann, Palingen
SCHRIFT Martina Plantijn von Kris Sowersby /
Klim Type Foundry
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Caribic, 1,2-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Art-Druk, Szczecin, Polen
Printed in Poland.

ISBN 978-3-7518-4045-3

www.naturkunden.de
www.matthes-seitz-berlin.de